

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 2 (1907-1908)
Heft: 23

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oper vorgenommen hat, ist die Streichung größerer Teile aus den Opern Richard Wagners. Vor kurzem wurde die *Wal- küre* aufgeführt, in der etwa 200 Takte ausgelassen waren. Die Wagnerianer protestierten während der Aufführung, und es kam zu einem kleinen Theaterkandal, der mit der Verhaftung einiger Ruhestörer endigte. In der nun folgenden Polemik nahm fast die ganze Presse gegen Wein- gartners Stellung, trotzdem er zu seiner Rechtfertigung auf den Meister von Bay- reuth selber hinweisen konnte, der die un- gekürzte Aufführung seiner Werke nur im Festspielhaus durchführen wollte, wohin das Publikum nicht nach der Ermüdung des Tagewerkes kommen sollte. Trotzdem schleuderte nun aber auch der „Richard- Wagner-Verein“ den Bannfluch gegen den Direktor, der solche Streichungen vor- zunehmen wagte. Die Antwort Wein- gartners auf diesen Beschluß wird in vielen Kreisen günstig aufgenommen wer- den; er bestreitet dem Verein jede Be- rechtigung, sich als Vertreter der Ideen Wagners aufzuspielen und erklärt sich als „Anti-Wagnerianer“ gerade wegen seiner unbegrenzten Verehrung Richard Wagners!

† **Jonas Lie.** Der norwegische Dichter ist im Alter von 74 Jahren gestorben, nachdem er seit dem Tode seiner geliebten Gattin fortwährend getränkelet hatte. Jonas Lie trat erst spät in die literarische Laufbahn ein, nachdem er zuerst Rechts- anwalt gewesen war. Schon seine ersten Werke zeichneten sich durch vorzügliche Schilderung norwegischer Natur und Ge- sellschaft aus, aber erst sein Roman „Den Fremjente“ (Die Geisterseher) machte ihn

zu dem volkstümlichen und beliebten Schriftsteller, der dann auch im Ausland rasch große Erfolge erzielte. Er erreichte die künstlerische Höhe des großen Romans wieder im „Maalstrom“ und in den „Töch- tern des Kommandanten“, während seine dramatischen Werke fast unbeachtet blieben. Er stellt eine eigenartige Mischung von gut bürgerlicher Solidität mit dem ge- sunden Humor der Nordländer und von mystischem Sichversenken in die Natur und die alten sie belebenden Göttersagen vor. Der Zauber einer liebenswürdigen Per- sönlichkeit hält alle seine Werke zusammen, trotz der verschiedenartigen Elemente ihres Ursprungs. Der Dichter war seit vielen Jahren erblindet, und der Tod war für ihn eine Erlösung. Das norwegische Par- lament hat große Ehrungen für den Toten beschlossen.

Auktionspreise. Trotz der noch immer fühlbaren wirtschaftlichen Depression er- zielen Kunstwerke gelegentlich auch dieses Jahr wahre Fabelpreise. So wurden kürzlich bei einer Auktion von Christie in London für drei Bilder Turners zu- sammen 675,000 Fr. bezahlt. Eines von diesen Bildern, eine Ansicht der Terrasse von Mortlake, ist ein vorzügliches Beispiel der Manier des Künstlers um die Mitte seines Lebens; es erreichte den Preis von 330,000 Fr. Vor 13 Jahren war dasselbe Bild um 136,000 Franken erworben worden. Die Auktion begann mit einem Angebot von 25,000 Fr., die sofort durch ein anderes von 125,000 Fr. gesteigert wurden, bis nach wenigen Minuten der erwähnte hohe Betrag erreicht war.

Hector G. Preconi.

Bücherschau

J. C. Heer. „Das Laubgewind“, Roman. J. C. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. Berlin und Stuttgart 1908.

Vor nicht allzulanger Zeit erschien in den süddeutschen Monatsheften ein von

der Tagespresse vielfach nachgedruckter Artikel J. C. Heers, in dem er über unreifes Anfängertum und die Entstehung des reifen Kunstwerks sich ausließ. Die Tatsache, daß Hunderte dilettierender An-

fänger jährlich an seiner Tür anklopfen, um sich über die Tragweite ihres Talentes Rat zu erholen oder eine Empfehlung zu erbitten, hatte den Dichter zu dem Essay veranlaßt. Das eigne Leben stand ihm wohl bei dieser Niederschrift vor Augen: jahrelange Enttäuschung, seelische Depression, Hoffnungslosigkeit bis zur körperlichen Déroute, Kampf mit dem eignen Talent, eine schwere Durchbruchzeit! Zwischen den Zeilen konnte man es lesen: wer hat mich empfohlen, welcher Künstler erwartet oder wünscht solche Empfehlungen? Jeder entschlossene Handwerker weiß, was er will. Kann ein Künstler über seinen wahren Beruf im Zweifel sein, der nur will und kann, was er muß! Dann erzählte der Schriftsteller vom Werke, wie es keimt und wächst, zuerst vom Künstler getragen, dann den Künstler trägt. In dieser Zeit mag J. C. Heer auch die Vorrede zur zweiten Auflage seines Erstlingswerkes „Ferien an der Adria“ (Verlag von Huber & Cie., Frauenfeld) geschrieben haben, jene kleine meisterliche, novellistische Einleitung und Konfession, die ich bis zur Stunde für Heers beste Arbeit halte. Im Wiedererleben jener schönen, schweren Zeit, in der er die gesunde Seele aus dem kranken Leib herausrettete und im schriftstellerischen Schaffen den schwachen Körper und die eigene Existenz neu aufbaute, mag ihm der Gedanke durch den Kopf gegangen sein: wäre die schwankende, hoffnungshungrige, junge Anfängerexistenz des Künstlers, die zu stark ist, um an sich zu verzweifeln, die zu schwach ist, um allein mit eherner Stirn sich durchzusetzen — wäre das kein Romanmotiv? So entstand vielleicht der Roman „Das Laubgewind“. Aus der hier angedeuteten Anfängerzeit des künstlerischen Schaffens ist Heer längst heraus. Infolgedessen erscheint es selbstverständlich, daß der Autor — der Erfolg verpflichtet — im neuen Werke nicht selbst in jene Fehler ver falle, durch die das Anfängertum seinem Berufe durch Wort und Werk widerspricht. J. C. Heer ist ein Schriftsteller, von dem jeder Anfänger lernen kann. Das darf die Kritik jedoch nicht abhalten, auf offensichtliche Schwächen

seines neuesten Romanes hinzuweisen. Um so lieber wird der objektive Beurteiler Gelegenheit nehmen, auf das Schöne und Gute in diesem Buche rückhaltlos hinzuweisen. Ganz ausgezeichnet ist auch in diesem Werke die Kapiteltechnik. Wie Heer ein Kapitel aufmacht, das Stoffliche schleift, rundet, zusammendrängt, das für die Entwicklung Wesentliche herausrückt, das ist durchaus künstlerisch. „Gekonnt“, ja beherrscht ist ferner die gesamte stoffliche Verteilung, die Ökonomie der Entwicklung bis zum letzten Drittel des Buches und die spielende Leichtigkeit der Erfindung. Schön sind des weiteren die Heerschen Naturschilderungen und die äußere Prägnanz seiner Charaktere. Sozusagen im Augenblicke steht ferner der Handlungsort des Romans, München, vor uns, und die Bewegung der Handlung hält bis zur letzten Seite den Leser im Banne des Autors. Die Entwicklung der Vorgänge folgt einer fallenden und einer steigenden Kurve. Am Konvergenzpunkt beider Linien beginnt der eigentliche tragische Verlauf, so daß der sinkende Lebensweg des Malers Dombaly im Irrenhause endigt, während die steigende Route der Heldin, Hilde Rebstein, ziemlich unvermittelt einen Bruch erhält. (Sie endigt als Selbstmörderin in den Wellen eines Bergsees.) Durch die Umkehrung seines Leitmotivs, eines Dichterworts Leutholds, bereitet zwar Heer diesen Ausgang in der mit großem Geschick festgehaltenen Tonart vor, wie er aber den Abschluß gibt, ist in der vorliegenden Form unmöglich und romanhaft im üblen Sinne. Ich sage nicht, daß das Ende des Romans überhaupt nicht so sein könnte, wie es ist. Aber selbst der mit geringeren psychologischen Ansprüchen ausgerüstete Leser empfängt den Eindruck, als ob der Roman auf Seite 336 unverhofft coupiert (386 Seiten mißt der ganze Band) und auf kürzestem Raume beendet sei. Es handelt sich hier um einen technisch-geometrischen Fehler. Falls Heer den für beide Teile tragischen Kreuzungspunkt der Lebenslinien Hilde-Dombaly viel früher gelegt hätte, dann wäre der

Ausgang notwendig zu machen gewesen, weil der Autor dadurch in die Lage gekommen wäre, die Charaktere Hildes und ihres Bräutigams, Siegfried, konsequent zu halten. Hilde und Siegfried hätten unter diesen Umständen ein Paar werden müssen, und die Folgen des künstlerisch ansehbaren Schurkenstreiches Dombalys hätten allmählich die Seelen der beiden jungen Eheleute brüchig werden lassen. Das rein psychologische Motiv wäre dann in gewissenhafter Kleinarbeit zu gestalten gewesen, wie der Schurkenstreich Dombalys, obwohl starke Menschen im Augenblicke gegen Büberereien gefeit sind, mit oder ohne Zutun der sogenannten Welt, mit der Zeit zerfressend wirkt und selbst diese starken Naturen erschüttert und zugrunde richtet. Hinzuzufügen wäre noch, daß manche Szenen in diesem Buche lebensunwirklich anmuten, und daß das anfängliche „Bergauf“ Hildes an Glücksmomenten reich ist, die der inneren Wahrheit des Lebens, besonders der Härte einer jungen Künstlerlaufbahn widersprechen. Einem Künstler wie Heer dürfte es fernerhin leicht fallen, bei einem neuen Werke billige, abgegriffene und süßliche Redewendungen schon im Konzept auszuschneiden. Auch möchte man dem sprachlichen Schritte, an Stelle des über glatten Parkettboden hingleitenden leichten Ladstiefels, einen dauerhaften Bergschuh wünschen zur Heimkehr auf die körnige Nagelfluh kraftvoller Schweizer-eigenart. Carl Friedrich Wiegand.

Berein zur Verbreitung guter Schriften. Man braucht nicht von moralischen Gesichtspunkten auszugehen, um der Bekämpfung der Schund- und Hintertreppenliteratur seine Hilfe zu leihen. Man mag den Nachdruck auf die ästhetische Seite legen, und der Erfolg wird vielleicht noch größer sein. Es ist klar, daß für die Menge nur das Stoffliche beim Lesen in Betracht fällt. Und weil in den bekannten Schauergeschichten das Stoffliche am kondensiertesten ist, darum werden diese allem anderen vorgezogen. Auch wenn man nicht in Bewunderung vor Scherls „Hinauflesesystem“ erstirbt, der Gedanke

scheint doch richtig zu sein, daß beim Interesse des Volkes für das Stoffliche bei den Bildungsversuchen in diesem Punkte eingesetzt werden muß. Darum muß mit Sorgfalt alles „Langweilige“, Handlungsarme bei der Wahl der Propagandabücher vermieden werden. Der Fehler ist nun bei den vom Verein für Verbreitung guter Schriften herausgegebenen Heften nicht immer vermieden worden. Im übrigen aber ist das Geschick und die glückliche Hand der literarischen Kommission dieses Vereines voll auf anzuerkennen.

Vor mir liegen die drei letzten Veröffentlichungen des Vereins: Karl Immermanns kernhafte, aber etwas breitspurige Erzählung „Der Hofschulze“, G. von Berlepschs vaterländische Geschichte „Jahle“ und Fritz Hallers „Drei Jahre in Südamerika“.

Die interessanteste Veröffentlichung ist die letzte. In anschaulicher Form erzählt der Verfasser von seinen reichen Erlebnissen in der Argentinischen Republik. Ruhig und sachlich, ehrlich und herzlich. Das wilde, ungebundene Leben in Südamerika zieht am Leser vorbei, aber es enthält gar wenig von dem romantischen Schimmer, mit dem es die falsch gelenkte Phantasie verbrämt; hier gelten nur Arbeit, Gesundheit und Energie als Werte. Es sind kräftige, männliche Schilderungen, die Haller von seinen Erlebnissen gibt und die in ihrer Schlichtheit und reich bewegten Handlung als vorbildlich für gute Erzählungen für das Volk gelten dürfen.

G. Z.

Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane, herausgegeben von Josef Ettliger, (Berlin, J. Fontane & Cie., 1908).

Als Fontane in einem Alter stand, in dem die Menschen schon abgeschlossen zu haben pflegen mit dem Leben, stellte er sich an die Spitze der Jungen und führte sie an im Kampfe für eine neue Kunst. Heute, da die Kämpfer von 1889 schon alt geworden sind und ihre Schöpfungen anfangen, den Stempel der Müdigkeit zu tragen, schenkt uns Fontane aus dem Grabe heraus noch ein Werk von solcher Lebens-

fülle, Lebensweisheit und Schöpferkraft, daß ich ihm keine Dichtung dieses Winters an die Seite zu stellen wagen würde: den Roman „Mathilde Möring“. Er spielt in Berlin und in Woldenstein, in der kleinen Stadt, die unter den verschiedensten Namen in Fontanes Romanen immer wiederkehrt. Die Gestalten der Dichtung stammen aus den Kreisen, in denen „Stine“ und „Irrungen Wirrungen“ spielen. Niemand, der sie kennen gelernt hat, wird die kluge, energische Mathilde, den schwachen, gutmütigen Hugo Großmann und vor allem die alte Runtjchen mit der schwarzen Klappe über dem linken Auge, mit dem Kiepenhut und den hohen Stiefeln vergessen.

Den Rest des Buches füllen bisher ungedruckte oder wieder vergessene Gedichte, Kritiken und Aufsätze Fontanes aus. Josef Ettlinger, der Fontane-Biograph, hat die Auswahl feinsinnig getroffen. Sie gibt uns ein klares, scharfes Bild dieses größten deutschen Epikers, der, wenigstens in Deutschland, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedichtet hat. Ein Altersbild Fontanes und Ad. v. Menzels Zeichnung zu seinem siebenzigsten Geburtstag schmücken den Band, den man in jeder guten Bibliothek zu finden wünscht.

K. G. Wndr.

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

„Lieben: Nichts sein und eine Welt besitzen“. So sagt einmal Georg Herwegh. Die Briefe, die der Dichter und Emma Siegmunds während ihrer Brautzeit tauschten, sind nichts als eine gewaltige Variation über dieses Thema, eine Variation voll tiefster Empfindung in ewig neuem Quellen. Und seltsam: des Dichters Persönlichkeit, des Mannes, der mit seinen Liedern und seiner Herrschernatur die große Freiheitsbewegung heraufführen half, der der politische Leiter einer deutschen Republik werden sollte — sein Bild wird

blaß, fast unbedeutend gegenüber der übermächtigen Größe der leidenschaftsgeglühenden Liebe Emma Siegmunds. „Das Einzige, was alle meine Kräfte und mein Interesse ungeteilt in Anspruch nimmt, ist die politische Entwicklung meines Volkes und meine Liebe; in allem übrigen bin ich Stümper, Dilettant, und ich hasse den Dilettantismus. Nur in der Liebe fühle ich mich ganz fertig und gestählt zu dem Größten.“ So schreibt Emma selbst. Und es ist wahr: man wird wenig Frauen finden, die größer, tiefer, glühender lieben konnten als Emma. Alles, alles ist bei ihr aufgelöst in der Liebe zu Georg, die jedes Opfer bringt und ihr Glück nur in dem Glück des Mannes findet. Aber nirgends schleicht sich in dieses große, umfassende Gefühl Schwächlichkeit, bräutliche Sentimentalität ein. Sie bleibt auch in ihren Briefen das kraftvolle Weib, das nur das Große achtet, und dem alle Kleinlichkeit und Engherzigkeit tiefster Greuel ist; sie gibt all ihren Gefühlen unbedenklich offenherzigsten Ausdruck; es gibt nur ehrlichen Haß und ehrliche Liebe für sie. „Nur Frauen, die hassen können, wie unser Dichter es will, können auch einen Dichter wie unsern Georg Herwegh lieben“, sagte Ludwig Walesrodes von Emma Siegmunds. Gewiß, auch Herwegh liebte aus tiefstem Herzen, aber seine Briefe nehmen sich neben der leidenschaftlichen Liebesprache Emmas doch fast konventionell, von des Gedankens Blässe angefränkelt aus. Und das ist eben das Seltsame, daß der Dichter für seine Liebe nicht die heißen Worte fand, die seiner in Poetis ungelübten Braut so leicht von den Lippen flossen.

Der Briefwechsel ist von Marcel Herwegh, dem Sohne des Dichters, unter Mitwirkung von B. Fleury und C. Haßmann, mit großer Sorgfalt herausgegeben worden.

G. Z.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid** in Bern. Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt an ihn zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. **Gustav Grunau** in Bern.